

von einem energischen Vorgehen der Behörde gegen die Agitatoren.“ Bis heute ist er der Meinung, daß die ganze Bewegung gegen ihn lediglich das Werk weniger Hefen sei. Die Errichtung eines Schulmuseums mußte ohne seine Mitwirkung erfolgen; für ihn existierte nur das amtliche Lehrmittelverzeichnis. („Das Schulmuseum geht mich nichts an.“) So energisch wurde ihm in der Verhandlung jegliches Verdienst um die Förderung des bremischen Schulwesens abgeprochen, daß er zu dem immerhin bedenklichen Mittel des Eigenlooses greifen mußte, um wenigstens einiges aus der 14-jährigen Tätigkeit vor der vernichtenden Kritik der „Freidenker“ zu retten.

Seines Wesens tiefste Fülle offenbarte er in den Revisionen: oft ohne anzuklopfen, mit einem kurzen, unhöflichen Gruße, oder auch gar kehmig, betritt er die Klasse. Kurz und barsch ist der Ton, in dem er fordert: „Stoffverzeichnis, Klassenbuch!“ „Haben Sie schon Andacht gehalten?“ Ein fruchtbringender Unterricht, ein ruhiges Vorführen der Klasse ist unmöglich wegen der vielen Unterbrechungen. „Nun hören Sie mal, was ist denn das für eine Frage?“ „Was machen Sie denn da?“ „Sie passen ja gar nicht auf; die Kinder tun, was sie wollen.“ Einem Lehrer wirkt er vor versammelter Klasse vor, er wolle ihn betrügen; eine junge Lehrerin veranlaßte er, in Gegenwart der Schüler sich im Latinschlagen zu üben. Auf dem Pulte darf kein Buch liegen, kein Präparationswerk in demselben; der Lehrer könnte in Versuchung kommen, hineinzusehen. Ein schiefhängender Stundenplan fordert den ganzen Grimm des Gewaltigen heraus. Ungeniert äußert er tränkendes Mißtrauen. Daß der Lehrer im Turnunterricht an den Mädchen entlang geht und abzählt, hält er für bedenklich; (1) die „Entdeckung“, daß ein Lehrer ein Buch zu einer Lehrerin tragen läßt, nimmt er zum Anlaß, den Schulvorsteher zu erfragen, ein wachsameres Auge auf die beiden zu haben. Ein Kind, das undeutlich spricht, wird von ihm geächtigt und hart angefahren: „Ich sollte dein Lehrer sein, ich wollte dich sprechen lehren.“ Um ein gerechtes Urteil über die Klasse zu gewinnen, braucht er nur die Schwachen zu fragen. Die Kinder werden ängstlich, einige weinen und das Resultat: „Die ganze Klasse weiß nichts!“ Der Bericht an die Behörde fällt entsprechend aus. Ein Schulvorsteher, der ihn bittet, ihm den Bericht über einen Lehrer, der doch zugleich sein Kollege sei, zu ersparen, wird mit diesen Worten an seine Pflicht erinnert: „Ach, lassen Sie doch diese Sentimentalitäten. Wenn Sie sich weigern, zu berichten, so können Sie evtl. aus dem Amte entlassen werden.“ Das magt dieser Gemütsmensch einem im Amte grau gewordenen Schulmanne zu bieten!

Mit ganz besonderem Eifer revidiert er im Religionsunterricht; denn hier gilt es, den Geist des Unglaubens an der Wurzel zu fassen und zu vernichten. 1½, in einem Falle 2¼ Stunden dehnt er die Prüfung in „Religion“ aus. Was er fordert; ist ein Religionsunterricht „im Sinne der Behörde“, lediglich den Wortlaut der Bibel, den aber gründlich. Jede persönliche Stellungnahme des Lehrers ist verpönt und schädlich; denn „sie könnte möglicherweise den Kindern etwas zerstören.“ Auch die geringste Abweichung vom Texte des biblischen Geschichtsbuches, etwa „Stellen“ statt „Orter“ in der Schöpfungsgeschichte, wird getadelt und „notiert.“ Als Präparationswerke finden nur Bücher vom Schlage eines „Falke“ oder „Eberber“ Gnade vor seinen Augen. Er fordert von einer Lehrerin die Anschaffung. Die Erwiderung, daß sie das auf einmal nicht könne (die empfohlenen Bücher kosteten zusammen 20 Mark) wird mit einem wegwerfenden „diese Kleinigkeit“ beantwortet. Er beeinflusst den Unterricht in streng orthodoxem Sinne, indem er die „Entwicklung des Heilsplanes Gottes“ fordert, als Erndergebnis der „Hochzeit zu Kana“ den Satz „Christus, der göttliche Wunderkünstler“ entwickelt und 12-jährige Kinder aus dem 40-tägigen Fasten Jesu einen Beweis von dessen Gütlichkeit folgern läßt. Ein Lehrer, der es wagt, Christus als Menschen zu lehren und bei Belehrung über das Weihnachtsfest Beziehungen zum heidnischen Winter Sonnenfest zu knüpfen, wird auf Veranlassung des ensichteten Revisors strafversetzt. Als Gipfel der Geschmacklosigkeit sei erwähnt, daß er die Willen des Vaterunfers durcheinander fragt („Wie machen wir es denn beim 1. mal? Da fragen wir doch auch durcheinander!“) und als Probe seiner Katechisationskunst folgenden Beitrag zum gesinnungsbildenden Unterricht gibt: „Was ist Vater für ein Wort?“ Ein Wort des Glaubens. „Was ist unser für ein Wort?“ Ein Wort der Liebe. „Was ist im Himmel für ein Wort?“ Ein Wort der Zubersticht u. f. w. Das Resultat auch dieser Prüfung ist gänzliche Verwirrung der Kinder. Nachdem er sich endlich entfernt, äußert die

Klasse in einem Falle spontane Entrüstung; ein Kind vermutet: „Der hat Sie ablegen wollen;“ ein anderes urteilt: „I gitt, wat forn olen ekkigen Kerl!“ In der Gemeinde verbreitet sich das Gerücht, der Inspektor habe den Lehrern gründlich den Standpunkt klar gemacht. Ueber die Berichte, die nach solchen Revisionen an den Senat gelangten, stellt das Urteil subjektive Unwahrheit zwar nicht fest, konstatiert aber in einem Falle „mindestens erhebliche Fahrlässigkeit.“

Das ist, unter Zuhilfenahme des durch die Verhandlungen zu Tage geförderten Materials, ein Bild des bremischen Schulinspektors, das sich aus seinem Verhalten während der Verhandlungen den schwereren Anklagen gegenüber, ergänzen läßt. Sein Gedächtnis und die Notizen verlagen nämlich fast immer genau da, wo er selbst inkorrekt gehandelt hatte. Einige Male gerieten die Anklagen zu den Notizen in gar bedenklichen Kontrast. So vervollständigten die Ergebnisse der Verhandlungen das erbauliche Bild, das die Amtstätigkeit des Herrn Köppe in 14 langen Jahren entstehen ließ und enthüllte der staunenden Mitwelt die Tatsache, daß in einer Stadt wie Bremen, die sich wie wenige andere der Freiheitlichkeit in der Ausgestaltung seines Schulwesens von jeher rühmt, ein Schulhyrann ärgster Sorte über ein Jahrzehnt hindurch ungehindert sein schulfreundliches Wesen treiben konnte.

Es erübrigt sich nun noch mit ganz besonderer Anerkennung der Verteidigung zu gedenken, die in den Händen zweier bremischen Rechtsanwälte Dr. G. F. Meier und Dr. Eberh. Noltenius jr. lag. Es sind goldene Worte von ihnen geredet worden, Worte, die es verdienen, daß sie an dieser Stelle aufbewahrt werden, wenn der verfügbare Raum das gestattete. Wir Volksschullehrer haben wahrlich Ursache, stolz darauf zu sein, daß solche Männer sich gefunden hatten, unsere Kollegen beizustehen in ihrem schweren Kampfe gegen die Verkümmern ihrer Rechte als Volksschullehrer und Volkserzieher. Und dem Kampfe folgte ein Sieg, wie er nicht erwartet werden konnte nach der Rede des Staatsanwaltes. Das Urteil der Disziplinarkammer schließt die völlige Unterminierung der Stellung des Schulinspektors in sich. Es gesteht unumwunden zu, daß die Unterrichtskommission bei ihrem Bescheide nicht hinreichend über das Material informiert gewesen ist und stellt fest, daß „das Verhalten des Schulinspektors nicht dem entprochen hat, nach den Vernehmungen und dem Ergebnis dieser Verhandlungen, wie man das verlangen sollte. Er ist nach Auffassung der Disziplinarkammer tränkend gegen die Lehrer durch Mißtrauen und scharfes Auftreten gewesen.“ Sie ist der Meinung „daß dies Verhalten des Aufsichtsbeamten eine scharfe Mißbilligung verdient.“ Es ist nicht weiter verwunderlich, daß die Disziplinarkammer den Weg, den die Beschuldigten einschlugen, ihre Flucht in die Öffentlichkeit, tadelt und dem Verfasser der Resolution, Holzmeier, außer dem Verweise eine Geldstrafe von 300 Mk. auferlegt. Gegen das Beamtengesetz hatten die Angeklagten verstoßen. Das forderte nach dem Buchstaben des Gesetzes entsprechende Sühne. „Aber wehe dem Staate, der nichts hat als Beamte! Wehe dem Staate, wenn seine Beamten sich nicht, wenn es darauf ankommt, über Papiere hinwegsetzen und als Männer sich in geeigneten Augenblicken an die volle Öffentlichkeit wenden.“ so sagte der mitangeschuldigte Aidesing. Wenn in diesen ersten Worten das Bekenntnis liegt, daß bremische Lehrer nie und nimmer sich ihrer Manneswürde begeben und zulassen werden, daß der Geist orthodoxer Unbuddsamkeit und Engherzigkeit in den Schulen unserer Stadt sein Wesen treibe, so möge die übrige deutsche Lehrerschaft darin eine Aufforderung erblicken, in gleichen Fällen gleichen Mut zu zeigen; denn, der Freiheit der deutschen Schule zum Siege zu verhelfen, das ist doch recht eigentlich das letzte Ziel unserer Arbeit.

Die Boden- und Geldreform

als moderne Physiokratie.

Georg Blumenthal, Berlin.

Mit der zunehmenden Konzentration der wirtschaftlichen Kräfte wird auch die Uebersticht erleichtert, und wenn wir heute zurücksehen, wie die bedeutendsten Geister aller Zeiten sich vergeblich bemüht haben, auf sozialem Gebiet eine gerechte Harmonie der Interessen herbeizuführen, so erkennen wir Spätgeborenen doch auch bereits die Ursachen, an denen die Früheren scheitern mußten. Wie aber die größere Spezialisierung der menschlichen Wissenszweige dahin geführt hat, daß wir in gewisse Zusammenhänge

überhaupt tiefer eingedrungen sind, so haben wir auch in bezug auf die soziale Gestaltung die ausschlaggebenden Hauptfaktoren erkannt und können ihre gesetzmäßige Wirksamkeit beurteilen.

Hierzu ist es freilich unerlässlich, sich von allen beschränkten Parteistandpunkten freizumachen und an das soziale Problem mit unbefangenen Untersuchungen heranzutreten.

Aber wenn das Resultat ehrlichen und ernstlichen Forschens auf diesem Gebiete nicht ein negatives sein, sondern positive Wirkungen erzielen soll, so muß die praktische Nutzenanwendung der Schlußfolgerungen eine solche sein, daß sie nicht nur der Natur der volkswirtschaftlichen Faktoren, sondern vor allem auch der allgemeinen Menschennatur gerecht wird und ihr in persönlicher, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht Rechnung trägt. Ein ähnliches Ideal schwebte bereits den französischen Physiokraten vor, und eine Gesellschaftsordnung, die sich auf einer solchen Grundlage aufbaut, dürfte wohl am passendsten als „Physiokratie“ (d. h. Naturherrschaft) bezeichnet werden, was zugleich besagen will, daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge keine natürliche ist.

Der Name ist also historischen Ursprunges und f. St. durch Francois Quesnay und dessen grundlegendes Werk „Tableau économique“ (1757) in die Sozialökonomie eingeführt und fand später in dem begabten und freimütigen Staatsmann Ludwigs XVI., Turgot, seinen hervorragendsten und talkräftigsten Vertreter. Die Reformen Turgots steuerten zielbewußt darauf hin, Frankreich von all den Kleinlichen Schranken des Zoll- und Zunftwesens, sowie von der unerhörten Beamtenwillkür und der Feudalherrschaft des Adels zu befreien. Seine Bestrebungen gipfelten zuletzt darin, dem Lande eine Verfassung zu geben, um die von den Physiokraten erstrebte „natürliche Ordnung“ herbeizuführen. Hatte Turgot schon vorher den Adel und die Geistlichkeit gegen sich, so wandte sich nun auch Ludwig XVI. von ihm ab; ebenso war es einem zweiten physiokratischen Staatsmann, Malesherbes, nicht mehr möglich, die bereits drohenden Wolken am politischen Himmel zu zerstreuen. Die Zündstoffe hatten sich bereits zu sehr gehäuft, und der Zusammenstoß der großen Revolution setzte nicht nur das von Ludwig XIV. hergebrachte autokratische System endgültig fort, sondern leider auch die Schule der ersten Physiokraten.

Aber der Gedanke lebte weiter, und die weittragendsten und segensreichsten Reformen (auch bei uns in Preußen-Deutschland) sind mehr oder weniger auf den Einfluß physiokratischer Lehren zurückzuführen, obwohl dieselben in ihrer ursprünglichen Fassung durchaus nicht ausreichend waren, um auf die Dauer der sozialen Entwicklung gerecht zu werden und das Hervortreten klassenbezogener sozialer Gegensätze und Ungerechtigkeiten verhindern zu können. Dieser Unzulänglichkeit ist es offenbar auch zuzuschreiben, daß die benachteiligten Volksschichten und ihre Vorführer die Harmonie der sozialen Interessen auf anderen Grundlagen zu suchen begannen. So ist auch das Aufkommen des Sozialismus erklärlich, der mit seiner Tendenz zu einem unklaren Staats-Zwangskommunismus weder der Natur des Menschen noch der ökonomischen Faktoren gerecht wird. Nachdem sich Karl Marx (1867 u. f.) noch vergeblich bemüht hatte, dem Sozialismus eine wissenschaftliche Grundlage zu geben („Das Kapital“), mußte er schließlich doch die ganze Frage ungelöst und sein Werk unvollendet der Nachwelt hinterlassen.

Die inzwischen etablierte politische und wirtschaftliche Herrschaft des Liberalismus ließ die physiokratischen Grundsätze (ökonomischer Art) fast gänzlich in Vergessenheit geraten; obwohl auch das liberale „Laissez faire, laissez passer“ aus der physiokratischen Schule stammt.

In neuerer Zeit war es namentlich Henry George, der wieder an die Bestrebungen der alten Physiokraten anknüpfte und auch sein Werk: „Schutz Zoll und Freihandel“ dem Andenken derselben widmete. In seinem Hauptwerk: „Fortschritt und Armut“ weist er nach, daß die (von den Physiokraten stets geforderte) Regelung der Grund- und Bodenfrage die Grundlage für die soziale Harmonie der menschlichen Gesellschaft abgeben muß. Da er die Sozialökonomie in ein System gebracht hat, welches mehr der neueren Entwicklung entspricht, so kann man ihn eigentlich als Neu-Physiokraten und die diesbezüglichen Bestrebungen als „neue oder moderne Physiokratie“ bezeichnen. Seine Lehre hat, wenn auch in verflümmelter Form, in Deutschland unter dem Namen „Bodenreform“ Aufnahme gefunden; in den angelsächsischen Ländern dagegen als „Single Tax.“ Infolge der marxistisch-sozialistischen Propaganda, die auch zeitlich früher einsetzte, ist die ungleich wertvollere und klarere Theorie H. Georges fast gänzlich vom Marxismus und dessen sozialpolitischen Spielarten verdrängt und überwuchert worden; sie hat auch in den nichtsozialistischen Arbeiterkreisen wenig Wurzel fassen können.

Dazu kommt noch, daß die von George vorgeschlagene Grundrentensteuer (oder richtiger Grundwertsteuer) in der Praxis auf eine Vermögenskonfiskation der Grundeigentümer hinauslaufen würde, was um so ungerechter wäre, als die Zinsrenten der Kapitalisten ganz unangefastet bleiben. Andererseits macht aber die vom „Bund deutscher Bodenreformer“ vorgenommene Abschwächung der Steuer auf etwa 2-3%, dieselbe so unwirksam, daß die Interessen der breiten Volksschichten und besonders der Arbeiter von der Reform gar nicht berührt werden. So wertvoll auch H. Georges Theorie an sich ist, so ist doch die von ihm vorgeschlagene praktische Nutzenanwendung unanwendbar. Sein Genie hat nicht ausgereicht, sich zu restloser Klarheit durchzuringen, und auch die deutschen Bodenreformer können mit ihrem Programm nicht die Lösung der sozialen Frage herbeiführen. Es ist weder ihnen noch H. George gelungen, den Kern der sozialen Frage rein herauszuschälen; infolgedessen versagen jene Theorien denn auch in den wesentlichsten Punkten (z. B. in der Verschuldungsfrage, in der Kapital- und Zinslehre, in der Erklärung der Wirtschaftskrisen usw.).

H. George ist bei seiner Untersuchung offenbar durch das sogenannte „eherne Lothgesetz Ricardos“, welches auch von Marx und Bassele anerkannt wurde, dazu veranlaßt worden, die Lösung des Problems auf mehr negativ-theoretischem Wege zu suchen; anstatt sich zuvor über ein positives Ziel klar zu werden und dann zu untersuchen, wie dasselbe erreicht werden könnte. So stellt er als Leitmotiv für seine Untersuchung folgende Frage auf: „Warum strebt der Lohn trotz vermehrter Produktivkraft nach einem Minimum, das nur zum bloßen Lebensunterhalt ausreicht?“ Schon der Ausdruck „vermehrte Produktivkraft“ hätte ihn darauf hinführen müssen, welche bedeutende Rolle das Kapitalmonopol im Hinblick auf den technischen Fortschritt, die moderne Arbeitsteilung und den riesenhaft gewachsenen Güteraustausch spielt; er hätte dann eingesehen, daß die Beseitigung des Bodenmonopols allein nicht genügt, um die soziale Frage zu lösen. Dann wäre er auf Umwegen auf den positiven Kern der Sache gestoßen.

Erst der berühmte Wiener Jurist Professor Anton Menger*) hat die soziale Frage in ein positives Ziel verwandelt, welches als unbedingt physiokratisch anzusehen ist. Menger bindet die bis dahin mehr abstrakt behandelte Sozialwissenschaft unmittelbar an den Begriff der menschlichen Persönlichkeit, indem er das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag“ proklamiert.

Leider verweist Menger, ähnlich wie f. St. Carey und Marx, wiederum den Unterschied zwischen Boden und Kapital und steuert infolgedessen geradenwegs ins Fahrwasser des Sozialismus; er würde praktisch mit einer Konfiskation des Privateigentums überhaupt endigen, was wiederum nicht physiokratisch wäre und dem persönlichen Recht auf den vollen Arbeitsertrag prinzipiell widerspricht.

Es wird jedoch in Zukunft sehr darauf ankommen, ob der physiokratische Gedanke stark genug ist, um dem Ansturm des Sozialismus nicht nur standzuhalten, sondern auch seine natürliche Macht und Wahrheit am Volke selbst zu erweisen und den Sozialismus zu überwinden.

Zwei verschiedene Kultursysteme kommen hier in Frage, deren Wurzeln sich tief in die menschliche Natur hineinsenken; den Sieg muß endgültig dasjenige behalten, welches ihr am meisten entspricht: entweder Futtersorg und allgemeine Staatsneuschenschaft — oder freie Selbstbestimmung und Entfaltung der Persönlichkeit.

Die sozialen Bestrebungen bedürfen noch sehr der Klärung. Man wundert sich, daß die Arbeiter trotz aller „sozialen Fürsorge“ nicht zufriedener werden wollen. Die Arbeiter aber fühlen wohl dumpf, daß ihnen irgendwo ein beständiges Unrecht geschieht, ohne (trotz Marx, Engels und anderer Autoritäten) dahinter gekommen zu sein, worin dies Unrecht eigentlich besteht. Sie setzen ihre Hoffnung auf Streit, Organisation und Zukunftsstaat.

Das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag“ bildet jedoch nicht nur die Grenzlinie zwischen Sozialismus und Physiokratie, sondern auch zwischen sozialem Recht und Unrecht. Es ist die Grundlage einer natürlichen Ordnung und verhilft einem jeden zu seinem Recht. Nicht nur der Proletarier, sondern auch die Geistesarbeiter werden sich auf diese Forderung bestimmen; sie ist geeignet, die bisherigen Partei- und sonstigen Gegensätze zu überbrücken, und es läßt sich weder von Staats- noch von Rechtswegen etwas dagegen einwenden; der ganze soziale Kampf dreht sich im Grunde darum.

*) Anton Menger: „Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung.“ (J. G. Cotta, Stuttgart, 1904, Preis 8 Mk.)

Nun ist jedoch mit dem Erkennen eines Zieles, mit der Proklamierung eines Rechtes wenig gewonnen; es kommt vielmehr darauf an, auch Mittel und Wege zu finden, um dasselbe zu verwirklichen und zwar unter Vermeidung sozialer Ungerechtigkeiten und politischer Katastrophen.

Was die alten Physiokraten unklar ahnten, was auch das Genie H. Georges nicht zu überwältigen vermochte, das hat in aller Stille Silvio Gesell erreicht. Die reichen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen, die er sich als Exportkaufmann und Landwirt in den verschiedensten Ländern der alten und der neuen Welt gesammelt hatte, setzten ihn in den Stand, an das Studium des schwierigsten der volkswirtschaftlichen Probleme (Kapital- und Zinstheorie) heranzutreten und es restlos zu lösen. Sein diesbez. Werk*) dürfte wohl das originellste und wichtigste Buch der Neuzeit sein; seine Beweisführung ist so klar, daß sie jeder Laie verstehen kann. S. Gesell weist nach, daß das Recht auf den vollen Arbeitsertrag nur verwirklicht werden kann, wenn das sogenannte „arbeitslose“ (d. h. ohne Arbeitsleistung zustieckende) Einkommen“ beseitigt wird. Dies auf Grundrente und Zins beruhende Renteneinkommen bildet einen beständigen Raub am Ertrage jeder Arbeitsleistung, sei sie nun körperlicher oder geistiger Art. Grundrente und Zins halten nicht nur Gehälter und Löhne auf möglichst niedriger Stufe, sondern sie nehmen auch von dem ohnehin schon geschmäleren Arbeitsertrage noch einen bedeutenden (oft sogar den größten) Teil für sich in Anspruch durch die Verteuerung der Lebenshaltung. Jede Wohnung oder Werkstatt, jeder Laden, alle Nahrungsmittel und Bedarfsartikel, kurz alles, was zum Leben gehört, ist nicht nur mit einem entsprechenden Prozentsatz von Grundrente, sondern eben so hoch, ja meist noch höher mit Kapitalzins und dessen ökonomischen Nebenprodukten belastet. Wenn z. B. von der städtischen Wohnungsmiete Grundrente und Kapitalzins fortfallen, so bliebe nur mehr ein geringer Bruchteil zu zahlen, als Entschädigung für Abnutzung und Unkosten. Ähnlich verhält es sich mit allen anderen Dingen. Die deutsche Hypothekenschuld beträgt, beiläufig bemerkt, etwa 60 Milliarden Mark,**) dazu kommen noch etwa 20 Milliarden Gemeinde-, Staats- und Reichsschulden. Die bloße Verzinsung der Hypothekenschuld erfordert jährlich etwa 8 Milliarden Mark! 6—800 000 000 Mt. Zinsen zahlen wir allein jährlich an England! Das Gesamtvermögen Deutschlands ist bisher wohl nur schätzungsweise bekannt, und der jährliche Zins und Zinseszins desselben bildet einen weiteren Raub am Ertrage der Arbeit zugunsten des arbeitslosen Zins- und Renteneinkommens in Höhe von vielen Tausend Millionen Mark. Es ist klar, daß sich die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse dadurch allmählich in unnatürlichster Weise verschleppen müssen und daß keine ernste Sozialreform die Zinsfrage umgehen kann. Sie muß gelöst werden, um die Kulturvölker und -Staaten aus der ständig zunehmenden Zins- und Rentenklaverei zu erlösen.

Silvio Gesell gibt uns durch die von ihm vorgeschlagene Boden- und Geldreform das Mittel dazu an die Hand. Im Gegensatz zu H. George verlangt er jedoch, daß die derzeitigen Bodeneigentümer durch staatliche Schuldmittel entschädigt werden, zu deren allmählicher Tilgung die Pachterträge des Bodens und die von Gesell entworfene Währungsreform die Mittel liefern. Es würde dann nur noch Besitzer, d. h. Pächter, aber keine „Eigentümer“ des Erdbodens geben.

Durch die Geldreform hört andererseits das Geld auf, zinstragendes Kapital oder ein Werkzeug des Wuchers und der Spekulation zu sein, sondern dient lediglich dem durch die Arbeitsleistung bedingten Austausch der materiellen und intellektuellen Güter. Das vielumstrittene „Kapital“ wäre dann kein Ausbeutungsmittel mehr, sondern ein segenspendender Kulturfaktor, der die Fortschritte der Kultur und Technik auch den wirtschaftlich schwächeren Mitgliedern der großen Kulturgemeinde, die wir das „deutsche Volk“ nennen, nutzbar macht, ohne sie durch Rente, Zins und Zinseszins um die Früchte ihrer Arbeit zu pressen (zinsfreies Darlehen).***) Diesen-

*) Silvio Gesell: „Die Verwirklichung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag durch die Geld- und Bodenreform.“ (Leipzig, Verh. Hermann, 1906. 284 S. Preis 3 Mt.)

**) Diese Zahlen entnehme ich dem Buche Werner Stauffachers: „Das Elend des deutschen Bauernstandes.“

***) A. Pohlmann sucht in Nr. 2 der „Deutschen Volksstimme“ (1907) den Zins damit zu verteidigen, daß er ihn als „Lohn für vorgetane Arbeit“ bezeichnet. Nun ist aber das erworbene Vermögen selbst doch bereits dieser Lohn. Nach Pohlmanns Theorie wäre also der Zins der Lohn für den Lohn. — Zu gut gelohnt!

summen würden für allgemeine Bildungszwecke und nationale Aufgaben frei werden, ohne Steuerschraube und ohne drückende Staats- und Gemeindefschulden zu verursachen. Erst mit der Beseitigung der Privatgrundrente, des Zinses und der darauf beruhenden Privilegien kann eine wirklich freie Konkurrenz der Kräfte und Fähigkeiten einsetzen, die aber weder Proletariat noch Millionäre schafft, sondern auf der Grundlage der sozialen Gerechtigkeit zu der natürlichen Ordnung führt, die schon den ersten Physiokraten als Ideal vor-schwebte. Unter den Menschen und Völkern wird sie die natürliche Rangordnung schaffen und — Gerechtigkeit erhöht ein Volk!

Frühlingsfeier.

Wilhelm Jacobs, Danzsig.

Festlich hell scheint die Frühlingssonne. Der Himmel weitet sich wie ein großes, blaues Meer über die neu erwachte Natur. Hier und da segeln weiße Wölkchen, wie Schiffe in weiter Ferne, langsam nach dem waldbelränzten Strand. Leichte Schatten hüfchen gleich schlüchtigen Mädchenflößen über die bräunliche Erde. Ein sanfter Wind spielt losend in den jungen Blättern, die vor Wärme erzittern. Auf dem weichgekräuselten, schiff- und erlenumkränzten Weiher ruhen die Blätter der Leichrose. Ihre geheimnisvollen Blüten, die das Menschenherz bezaubern, schlummern noch in ihrer Wellenwiege, bis die lebensweckende Sonne sie wachküst. Schmetterlinge umflattern mich in ihrem Liebeswerben. Emrige Bienen schweben hin und her und tragen Liebesgrüße von Blume zu Blume. Im nahen Fliederstrauch, dessen Duft mich umflutet und meine Sinne berauscht, sitzt heimlich, versteckt ein liebendes Pärchenpaar.

Liebe atmet die ganze Natur; und ihr erquickender Odem wecket innig-sehnend mein Herz. Ein unsichtbares Gewebe spinnt sich die Sehnsucht der Wesen durch das göttlich besetzte All, alles miteinander vereinigend. Das Zeitliche, das Räumliche verschwinden vor dem seligen Begehren. Himmel und Erde, Berg und Meer müssen vor ihrem heißen, machtvollen Blick ins Nichts versinken.

Ich liege im spritzenden Gras. Liebes- und Freundschaftsgrüße senden mir all die lieblichen Frühlingskinder, die in ihren weißen, gelben, roten, blauen Kleidern um mich stehen, freudig, daß die lebensvereinende Nacht mit ihrem Rebel verschwunden ist. Wie mit hellen Kinderaugen, die eben geweint, an deren zarten Wimpern noch Tränen gleich blühenden Diamanten hängen, lächeln sie mir freundlich zu. Vor mir breitet sich die Wiese aus, überfät von jugendreifen Blumen, und vertiert sich an jenem Walbesrande, der das Tal begleitet. Müßig, wie ein hoffnungsfroher Wanderer, steigt der Buchenwald den Hügel hinauf. Oben angekommen grüßt er mit seinen hellen Kronen weit in das Land hinein, gleich einem blauäugigen Mädchen, das am Fenster ihrem Liebsten zu nickt. Und wie der Bräutigam den Braut in seiner Geliebten Augen liest, so verstehe auch ich deinen Gruß.

Quer durch die nachtblaute Wiese schreite ich dem Walde zu. Eine Berge fliegt vor mir auf und schwingt sich jauchzend in die Blaue, sehnsuchtsvolle Ferne empor. Bichstrahlen umspielen gleich den Falkern die grünen, saftspriekenden Halme.

Ich trete in den Wald. Geheimnisvolles Halbdunkel nimmt mich auf. Ein einfacher Sonnenstrahl zittert durch die zarten Blätter, gleitet an den silbergrauen Stämmen vorüber und verliert sich auf dem braunen Waldboden. Heilige Schauer durchrieseln mich, gleich wie in einem Dome. Ein Dom bist auch du, herrlicher Buchenwald. Du bist mein Gotteshaus. Deine ehrwürdig-grauen Säulen tragen eine majestätische Kuppel. Deine Mosaiken sind von göttlichem Griffel gezeichnet. Hier in meinem Gottes-hause, nicht in dem, der im geräuschvollen Leben steht, halte ich meine Frühlingsandacht. Hier bete ich zu meinem Gott, dem Vater der Liebe. Hier spüre ich den Hauch des Ewig-Schaffenden, wie er alles besetzt.

Ich sitze auf einem kleinen moosbewachsenen Hügel und lausche der Predigt. Ein wonnebüchshauerndes Mäuschen und Traumen geht durch die Kronen. Wie Orgelton, sanft, leise, ersterbend und doch so lebenswedend, flüstert es in mein Ohr. Der allgewaltige Prediger redet zu mir vom Frühling, vom ewigen Frühling:

„Es wird ein ewiges Aufersiehen und Wiedererzeugen sein. Du siehst es mit deinem munteren Auge, wie sich alles zu der Brautnacht rüstet. Der Odem Gottes, der jetzt dein Herz erfrischt und dir Kraft und Schaffensfreude zum Leben gibt, der einen Christus, einen Luther belebte und erfreute, schickt Millionen und Aber-Millionen neuer Lebens-träger durch die erhabene Natur. Du hörst der Vögel Liebeslieder in deinem Dom. Sieh die Buchen an, wie schön, wie prächtig zu der großen Erdenhochzeit ihr Brautkleid ist. Greif in deine eigne Brust. Fühlst du nicht, ahnend, daß deine Seele auf einen ewigen Frühling gestimmt ist, die jetzt schon gleichsam Fäden ausstreckt und noch un-sicher tastend, von heiligem Schauer durchströmt, den Weltengeist zu umfassen sucht, um ihm nahe zu sein? Darum rief sie dich auch heute unwiderruflich hinaus in den Wald, in die Natur. Darum richtet sie auf alles Werden in der Natur so selig ihr dunkles, ernstes Auge und jauchzt himmelan, wenn sie vom Hauch des Ewig-Schaffenden berührt wird.“

Also vernehme ich die Lebensworte, und feierlich fallen die Geisterstimmen des Waldes in meinen Dank ein. Frohlockend singen die Vögel das Amen.